

Nr. 120. Bromberg, den 3. Juli 1926.

Ein verlorenes Paradies.

Von Frieda Zieschank.

(10. Fortsetzung.)

Und der andere Tag stieg auf, dehnte sich endlos — und verging, ohne daß der Erwartete kam.

Im Laufe des Nachmittags, als Stunde um Stunde verrann, ohne daß Räderrollen oder Hufschlag sein Nahen ankündigte, bemächtigte sich Marthas eine steigende Unruhe, deren sie kaum noch Herr werden konnte.

Es dunkelte schon, als Rüdiger zu ihr trat und ihr mitteilte, daß Uffrecht heute am Kommen verhindert sei und sich entschuldigen lasse. Gleich darauf ritt er fort, und sie unterschied deutlich, daß der Hufschlag in der Richtung nach Uffrechts Pflanzung zu verklang.

Was bedeutete das? War ihm etwas zugestoßen? Unsinn! Dann hätte man es ihr doch mitgeteilt. Sie wäre vermutlich die erste gewesen, die man benachrichtigt, an seine Seite gerufen hätte. Also etwas anderes mußte vorliegen. — Aber was?

Und immer wieder drängte sich in ihre erregte Phantasie das Bild der verwundeten Samoanerin.

Spät in der Nacht hörte sie den Hausherrn heimkehren.

Diese Nacht! Welche Gewalten rissen da an Martha Peters' Seele? Welche Vorstellungen vom verführerischen braunen Mädchen und nehmenden Männerhänden beschmutzten da ihre Phantasie? — — —

Es war schon spät am Vormittag, als ein Klopfen an der Tür sie weckte. Frau Rüdiger trat ins Zimmer, in Sorge um des Gastes so langes Unsichtbarbleiben. Sie erkundigte sich nach Marthas Befinden und übergab ihr einen Brief, den Uffrecht am vorigen Tage in seinem Postsack gefunden und für sie herübergeschickt hatte.

Mechanisch und ohne Interesse griff Martha nach dem Schreiben. Es trug eine australische Postmarke und Königs Namen als Absender. Als Frau Rüdiger gegangen, brach sie — nun doch mit einer gewissen Hast — den Umschlag auf. Wie wunderbar, daß dieser Brief gerade jetzt kam! Was mochte er enthalten? —

Vier mit großen steilen Schriftzügen bedeckte Bogen hielt sie in der Hand und ihre überwachten Augen lasen:

An Bord d. D. „Prinz Waldemar"
Januar 1909.

Mein liebes hochverehrtes Fräulein Peters! Wenn es gut geht, findet dieser Brief Sie bald nach Ihrer Ankunft in Samoa. So habe ich mir wenigstens den Postweg ausgerechnet.

Besser wäre es wohl gewesen, wenn ich das, was ich Ihnen sagen möchte, persönlich vorgetragen hätte. Doch vielleicht ist es auch gerade so am besten.

Als ich mich von Ihnen verabschiedete, glaubte ich, endgültig einen mir selbst kaum eingestandenen Wunsch begraben zu haben. Nun aber, wieder auf dem Wasser und unterwegs nach meinem Zuhause, wird die Vorstellung immer stärker, daß ich vielleicht etwas Unwiederbringliches versäumt habe, daß ich an einem späten Glück vorüber gegangen bin, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, es zu halten.

Das möchte ich nachholen, wenn es sich überhaupt nachholen läßt.

Ich glaube, Ihr Schicksal genau erraten zu haben, wenn ich annehme, daß es nicht Liebe ist, die Sie zu dem Manne Ihrer Wahl führt. Keine glückliche Braut hätte ihr Glück so verschwiegen, wie Sie es getan! Ich bin ja alter Südseemann und weiß, daß viele Ehen hier draußen auf besondere Art geschlossen werden. Wenn sie auch fast alle glücklich ausgehen: Sie sind zu schade für eine solche Verstandesehe!

Wenn meine Überzeugung stimmt, wenn Sie wirklich zu einem fremden Manne fuhren, und wenn die Ehe bei Eintreffen meines Briefes noch nicht geschlossen — Sie sagten, daß Sie erst einige Zeit bei Bekannten leben würden — und wenn Sie nicht mit freudigem Herzen den beabsichtigten Schritt tun können, dann bitte ich Sie: tun Sie ihn überhaupt nicht.

Ich biete Ihnen ein anderes an. Nicht nur mein Haus, wie ich dies schon einmal tat, sondern auch meine Hand. Es ist dies freilich auch eine halbe Verstandesehe, aber doch eben nur eine halbe. Denn der eine Teil wenigstens bringt herzliche, verehrungsvolle Liebe mit. Die äußeren Glücksgüter, die ich Ihnen bieten kann, wiegen vielleicht den Umstand auf, daß es ein älterer Mann ist, der um Sie wirbt. Sie würden ihn sehr sehr glücklich machen.

Bisher habe ich alle Wünsche nach Familienleben unterdrückt, hauptsächlich deshalb, weil ich nie einer Frau begegnet bin, die ich mir harmonisch in mein Südseeheim eindenken konnte, und dann auch in der Überlegung, daß das Malarialand ungeeignet für weiße Frauen ist.

Als ich Sie kennen lernte, hatte ich sofort den Wunsch, Sie zur Lebensgefährtin zu gewinnen. Ich fühlte, daß gerade Sie sich aufs schönste in den Rahmen meines Hauses einfügen würden. (Ich lächle jetzt wehmütig über die törichte Art, in der ich versuchte, jenen Wunsch zu verwirklichen.) Was die gesundheitlichen Gefahren betrifft, so ist diese Frage nicht mehr unlösbar. Die hygienischen Verhältnisse in Neuguinea sind wesentlich gebessert, und außerdem steht es mir jetzt frei, zu leben, wo und wie es mir — oder Ihnen beliebt.

Also, meine liebe, hochverehrte Freundin, ich warte auf Ihren Bescheid. Und wenn Ihr Herz meiner Bitte gegenüber nicht ganz kalt bleiben sollte, so geben Sie mir die Hoffnung, daß ich an Ihrer Seite ein neues, schönes Leben beginnen darf. Ich traue mir zu, es auch Ihnen schön und freundlich zu gestalten.

In aufrichtiger Liebe und Verehrung
Ihr E. König.

*

Die letzten Blätter waren Marthas Hand entsunken.

Nun war auch das vorbei! Nun konnte sie auch diesen Weg nicht mehr gehen. Oder — —?

Und schon stand wieder der Zorn dieser Nacht steil in ihr auf. Sie preßte die Zähne zusammen und starrte blicklos zur weißen Decke des Moskitoschutzes über dem Bette. — Die vollkommenste Waffe, sich Genugtuung zu verschaffen, war ihr ja in die Hand gegeben!

Eine grimme Freude faßte sie. — Ja, die Waffe würde sie gebrauchen — — die Werbung Königs mußte sie annehmen! Und heute, wenn er kam, würde sie es Uffrecht sagen — — —

Plötzlich stand vor dem Auge ihrer Seele, wie aus dunklem Unterbewußtsein aufgetaucht, die Gestalt des Mannes, mit dem sie sich seit eineinhalb Tagen so zornig auseinandersetzte. Sie fühlte seine hellen zwingenden Augen fragend auf sich gerichtet — — und der so rasch aufgeflammte Wunsch nach Vergeltung und aller Zorn

verlöschten vor der einfachen Frage: kann ich ihm das antun? Ihm sagen, daß ich einen andern wähle?

Er liebte sie!

Oder nicht? Hatte er sie nicht vergessen über einem braunen Mädchen? — Da waren sie ja wieder, die Gespenster der Nacht! Was war das? Das war ja fast wie — — ja, so mußte — — Eifersucht brennen!—

Aber dann — —? Liebte sie denn den Mann?

Ja und tausendmal ja!

Sie schlug die Hände vor das Gesicht. Wie ein blendendes Licht fiel dies Wissen plötzlich in ihre Seele. „Ja, sie liebte ihn, sie gönnte ihn der andern nicht — keiner andern! Er gehörte ihr — sie wollte an seiner Seite stehen — sie und nur sie!

Und er liebte sie ja!

Beim Erinnern an die Stunde, die ihr dies Bekenntnis seiner Liebe gab, überfiel sie zwar noch ein leises Zittern. Aber das ging wieder unter in diesem Neuen — dem Singen und Klingen, dem Licht und der Wärme, die so plötzlich ihre einsame Mädchenseele überfluteten.

*

Rüdiger war an diesem Tage wortkarg und in auffallend gereizter Stimmung. Vergeblich wartete Martha auf ein Wort über seinen nächtlichen Ritt.

Am Nachmittag kam Karl Uffrecht.

Martha erschrak, als sie in sein Gesicht blickte, so verändert kam es ihr vor — finster und verschlossen. Eine unbestimmte Angst griff wieder nach ihrem Herzen.

Man saß um den Teetisch, und Uffrecht nahm nach flüchtiger Begrüßung neben Martha Platz.

Sie konnte nicht widerstehen, sie mußte versuchen, sich Gewißheit zu verschaffen.

„Wie geht es Simuti?“ Sie wunderte sich selbst, wie ruhig ihre Stimme bei dieser Frage klang. Aber sie wagte nicht recht, ihn anzusehen.

„Wem?“ fragte er verständnislos zurück.

„Simuti, der kleinen Verwundeten.“

„Ach so — Simuti heißt sie? — Ich weiß es nicht. Ich habe sie bei ihren Leuten in Lepea abgeliefert und ihnen gesagt, daß sie das Mädchen zum Doktor bringen sollen. Sonst schmieren die ihren gekauten Blätterkram in die Wunde und versauen sie gründlich.“

Seine derben Ausdrücke klangen ihr wie Musik, und in ihrer Befreiung lachte sie unwillkürlich leicht auf.

Er sah sie etwas erstaunt von der Seite an und seine Augen blieben geistesabwesend an ihr hängen.

„Ich möchte dich nachher allein sprechen,“ sagte er mit gedämpfter Stimme.

Sie nickte zustimmend. Ihr Herz pochte schneller.

Seite an Seite stiegen sie die Verandatreppe hinab, und der Freund blickte ihnen mit banger Sorge nach.

Schweigend gingen sie weit in die Pflanzung hinein. Wie unter einer Last hielt der Mann den sonst so stolz getragenen Kopf gesenkt. Martha sah es und Mitleid stieg warm in ihr auf. So schwer trug er an der Schuld der unglückseligen Mittagstunde! Und sie war doch längst verziehen — —

Immer noch schwieg er. Sie waren am Ende der Pflanzung angelangt und ließen sich, wie sonst auf ihren Spaziergängen, auf einem umgelegten Baumstamm am Wege nieder. Die Abendsonne goß ihren warmen Schein über die Landschaft, die Schatten der Bäume lagen breit auf dem duftigen Violett der Wege.

Uffrecht saß, den Arm auf das Knie und das Kinn in die Hand gestützt. Dann kam es endlich, rauh:

„Ich sagte dir, Martha, daß ich mir die Antwort holen wollte auf meine Frage. Ich brauche nun wohl kaum im Zweifel zu sein über das, was du mir zu sagen hast —“ Er stockte. Starr sah er vor sich auf den Boden.

Kurz noch zögerte das Mädchen. Dann, nach einem scheuen Blick auf den Mann, sprach es tapfer, mit fester Stimme:

„Ich habe schwer gekämpft — glaube es mir, Karl —, ehe ich zur Klarheit gekommen bin nach dem — du weißt schon — Aber wenn du Geduld, viel Geduld mit mir haben willst, dann will ich nun deine Frau werden. Ich weiß jetzt, daß ich dich lieb habe — auf meine Art. — Und ich hoffe, daß ich dich später auch so werde lieben können — wie du es verlangst —“

Langsam hatte Uffrecht sich aufgerichtet. Aus weit offenen Augen starrte er sie wie eine Erscheinung an. Und dann sank er mit einem erstickten Laut vor ihr nieder, drückte seinen Kopf gegen ihre Knie.

Er hob das Gesicht, faßte nach ihrer Hand.

„Martha, meine Martha! Hier in die Hand verspreche ich es dir mit meinem Manneswort: Heilig sollst du mir sein! Und nicht eher werde ich dir mit Wünschen nahen — Wünschen, die dir noch fremd — bis du dich mir freiwillig gibst — bis du mich zu dir rufst!“

3.

Die Tage bis zu ihrer Hochzeit verstrichen wie im Fluge.

Verschiedene Fahrten nach Apia wurden nötig, denn es galt noch allerhand Besorgungen zu machen für die weitere Einrichtung des Hauses. Einige schöne gediegene Möbel wurden in Sydney bestellt; bis zu deren Eintreffen mußte man sich mit dem Vorhandenen begnügen.

Uffrechts Mutter hatte es sich nicht nehmen lassen, der Braut des Sohnes eine vollständige Kücheneinrichtung mitzugeben. Die Kisten, die sich unter Marthas Großgepäck befanden, wurden in das zukünftige Heim gebracht. Schönes Porzellan und Gläser, das Familiensilber und der Leinenschatz aus ihrem Elternhaus waren auch mit ihr gereist. Die Frachtstücke blieben vorläufig ungeöffnet, das konnte später alles gemeinsam in Ruhe besorgt werden.

Ganz im Stillen arbeitete Uffrecht an einer Überraschung für seine Hausfrau. Er sah, wie sehr sie immer noch unter den Moskitos litt, wie ihre Arme und Hände dauernd von den Quälgeistern zerstochen waren. Vor diesem Leiden wollte er sie in Zukunft nach Möglichkeit bewahren.

Darum machte er den Teil der Vorderveranda, der vor seinem bisherigen Schlafzimmer lag, und dieses selbst gegen das lästige Ungeziefer sicher.

Ein feines Messingdrahtgeflecht, das er sich aus Apia besorgte. wurde mit dichtschließenden Holzrahmen in die Fenster des Zimmers eingefügt. Die drei offenen Seiten des Verandateils, ebenso dessen Decke, wurden mit derselben Drahtgaze bespannt, so daß das Ganze ein luftiger Käfig wurde, von behaglicher Zimmergröße. Eine Tür mit selbstschließender Feder führte auf den anschließenden offenen Teil der Veranda.

Uffrecht hatte diese Einrichtung in dem neuen Hause gesehen, das sich der Doktor am Vaeberg eben gebaut, und war glücklich darüber, daß er auf diese Weise dem geliebten Mädchen die Unbequemlichkeiten und Leiden der ersten Zeit im Lande wesentlich erleichtern konnte. Auch das lästige Schlafen unter dem beengenden Netz fiel auf diese Weise fort.

Mit einem seiner Kulis, der die Zimmermannsarbeiten auf der Pflanzung besorgte, hatte er die Arbeit allein ausgeführt. Entgegen seiner sonstigen Herrengewohnheit — die dem Farbigen gegenüber unbedingt nötig ist zur Aufrechterhaltung der Autorität — hatte er diesmal selbst mit Hand angelegt. Jede Fuge, jeden Spalt hatte er geprüft und eigenhändig abgedichtet.

Er konnte wohl zufrieden sein mit dem Resultat seiner Mühe.

Im Zimmer weilend, bemerkte man die feine Gaze vor dem Fenster kaum, sie ließ Licht und Luft so ungehindert durch, als ob sie überhaupt nicht vorhanden wäre, sie trübte den Ausblick ins Freie gar nicht. Ebenso war es in dem angeschlossenen Verandateil, der nun ein wunderhübsches, luftiges Wohnzimmer für die junge Herrin abgab.

Im Anblick des vollendeten Werks freute er sich wie ein Kind auf die Überraschung.

Das hier sollte ihr Reich sein, in dem sie ungestört weilen, das er nicht betreten würde — bis sie ihn einst rief!

*

Er hatte es ihr nicht gesagt. —

In den ersten Minuten, als ihm, mitten hinein in seine Hoffnungslosigkeit, das Geständnis ihrer Zuneigung geworden, da war er so geblendet gewesen von dem Unerwarteten, daß davor alles andere versunken. Nicht der Schimmer eines Gedankens war ihm gekommen an das, was sich ihm da tags zuvor in den Weg geworfen. Als das geliebte Mädchen ihm freiwillig mit rührend keuscher Gebärde die Lippen zum Kusse geboten — hätte er da etwas anderes sehen, fühlen, denken können, als sein blondes Glück, das er im Arm hielt? Und als er dann doch hatte aufsteigen wollen, der Schatten der Vergangenheit — hätte er diese Stunde entweihen können, indem er ihm mit Worten Leben gab?

Nein und tausendmal nein! Er bereute es nicht, daß er geschwiegen. Noch stand sein Glück nicht so fest, daß er es gefährden durfte. Eine ganz zarte Pflanze war es, die gehütet werden mußte vor jedem Sturm. Windschutz brauchte es noch, sichern Windschutz! — Was er sorglich seinen Bäumen gab, damit mußte er dieses sein kostbarstes Pflänzlein doppelt umhegen. Später, wenn es erstarkt und wurzelfest geworden, dann war es immer noch früh genug zu solcher Beichte.

Freund Rüdiger hatte in seinem Namen die Verhandlungen mit Sina, oder vielmehr mit deren Verwandtschaft, angeknüpft. Er selbst hatte nach Tonga an seinen ehemaligen Kameraden aus seiner Kaufmannszeit geschrieben, der dort Stationsleiter war, und hatte ihn mit dem Ankauf von einem Stück Palmland beauftragt. So war alles Nötige zu einer günstigen Lösung in die Wege geleitet, und

in einigen Wochen würde wohl das braune Mädchen die Insel verlassen haben.

*

Endlich leuchtete die Sonne seinem Hochzeitstage.

Am Vormittag fuhren sie zur standesamtlichen Trauung nach Apia. Auf eine kirchliche Feier mußten sie verzichten. Denn in dieser deutschen Kolonie gab es keine deutsche evangelische Gemeinde, keine deutsche Kirche, keinen deutschen Geistlichen. Neben der Französischen katholischen Mission waren da nur noch die verschiedensten amerikanischen und australischen Sekten und — als die weitaus mächtigste Religionsgemeinschaft — die London-Mission. Die evangelischen Deutschen der Kolonie, denen zwischen Vertretern fremder Nationen ihr Volkstum das Höchste war — sie verzichteten meist lieber auf die kirchlichen Handlungen, als daß sie sie von Londons Gnaden erbaten.

Rüdiger und ein anderer entfernterer Nachbar fuhren als Trauzeugen mit. Zum Hochzeitsmahl waren noch einige weitere Gäste geladen, bis auf zwei halbweiße Frauen nur Herren.

Das Freundeshaus hatte sich festlich geschmückt zu ihrem Ehrentage, und des Freundes Frau hatte die besten Erzeugnisse aus Küche und Keller aufgetischt. Farbenprächtige Blumen bedeckten das Tafeltuch, und in den Gläsern leuchtete das Rot und Gold edler Getränke.

Die Stimmung, die anfangs noch gewissermaßen unter dem Druck der Feierlichkeit stand, wurde bald belebt und heiter. Aber kein unzarter Scherz verriet, daß man sich hier „jenseits der Kultur“ befand. Das Leben in primitiven Verhältnissen, in urwüchsigen Lebensbedingungen, in unmittelbarem Kontakt mit der jungfräulichen Natur verleiht auch den Menschen eine gewisse Keuschheit des Empfindens, das wohl rauh und derb sein, niemals aber eine fromme Scheu vor reinen und heiligen Dingen verlieren kann. — Heute war es noch im besondern die Frau aus der deutschen Heimat, im schlichten, hochgeschlossenen, weißen Seidenkleide, an der Seite ihres alten geachteten Kameraden, die sie zu rücksichtsvoller Ritterlichkeit und maßvoller Fröhlichkeit zwang.

Daß der junge Ehemann selber an der allgemeinen Fröhlichkeit nur einen mehr passiven Anteil nahm, fiel niemandem auf. Das „Fröhlichsein“ besorgen am Hochzeitstage „die andern“. Man selbst ist zu beschäftigt mit Dingen, die mehr bedeuten und tiefer sind als Trinken und Fröhlichsein.

(Fortsetzung folgt.)

Der Retter.

Skizze von **Karl Fr. Nimrod.**

(Nachdruck verboten.)

Wung, im Fassadenklettern und Geldspindknacken über die Lehrlingsjahre längst hinaus, sah sich unter Zuhilfenahme der Blendlaterne im Zimmer um. Klubsessel, ein breiter Diplomat, moderner Bücherschrank und. die Hauptsache, in der Ecke ein vielversprechender Feuerfester — das sah ganz so aus, als ob was zu holen wäre.

Es hatte auch Mühe genug gekostet, bis zum zweiten Stockwerk dieses unbewohnten Bureauhauses emporzuklimmen. Die Fassade hatte verflucht wenig Haltepunkte. Aber gelungen war es schließlich doch, und mit Hilfe eines tüchtigen Terpentinpflasters hatte Wung die Scheibe eingedrückt und stand nun am Ziel seiner Sehnsucht.

Wung besah sich den Feuerfesten — und lächelte. Ein Modell aus Adams Zeiten. Solche Dinger machte er zur Not mit den Fingernägeln auf. Er setzte die Laterne zu Boden und holte aus der Tasche ein kurzes, aber unverwüstliches Stemmeisen und noch ein paar Dinge, die zu solchen Geschäften unerläßlich sind. Nun — — — von draußen, von der Treppe, kam Geräusch. Schritte näherten sich, Wung nahm die Lampe, machte sie zu und kroch mit seinem Werkzeug unter das Ledersofa in der Zimmerecke. Verhielt sich mäuschenstill.

Die Schritte machten vor der Zimmertüre halt, die Türe wurde aufgeschlossen ,das Licht angeknipst. Ein Hut flog in einen der Sessel und ein Mann setzte sich mit einem halblauten Fluch in den Schreibtischsessel. In diesem Augenblick schlug die große Standuhr tieftönig die zweite Morgenstunde. Wung lugte ganz, ganz vorsichtig unter seinem Sofa hervor nach dem Störenfried. Er sah den in beide Arme gestützten Kopf und ein finsteres Gesicht mit zusammengekniffenen Lippen. Die Augen waren auf die Schreibtischplatte gerichtet.

Der Mann da am Schreibtisch hatte offenbar Sorgen. Er seufzte ab und zu, kramte in den Schreibtischschubladen herum, warf sie wieder zu — — —

Wung dachte an das zerbrochene Fenster. Wenn der Fremde das bemerkte, dann . . . Aber der blieb sitzen. Er blätterte in irgendwelchen Papieren, nahm einen Bleistift zur Hand und schien zu rechnen. Wung betrachtete mit Muße sein Gesicht. Hageres Gesicht, ein kleiner schwarzer Schnurrbart, unruhige Augen, vollschwarzes Haar. Gut angezogen, soweit man sehen konnte.

Es war drei Uhr, als der Fremde sich eine Weile am und im Geldschrank zu schaffen machte, seinen Hut nahm, das Licht ausdrehte und ging. Wung wartete ein paar Minuten. Als die Schritte des sich Entfernenden unten auf der stillen Straße verklangen, kroch er hervor und ging zum Geldschrank.

Der stand sperrangelweit offen. Ein paar dicke Geschäftsbücher, eine leere Zigarrenkiste und eine halbgeleerte Flasche Kognak sah Wung, sonst nichts. Keine braunen, blauen, grünen Scheine, kein silbernes Schimmern. Nicht einmal Wertpapiere.

Im Schreibtisch fand sich auch nichts. Wung verwünschte diese nutzlose Expedition und den Boxer Emil, der ihm diese Sache ausbaldowert hatte. Um wenigstens nicht ganz leer auszugehen, nahm er aus der Kognakflasche einen ungeheuren Zug und vom Schreibtisch die silberne Aschenschale, für die Klamotten-Ede immerhin zehn Märker zahlen würde. Dann verließ er auf dem gleichen gefährlichen Wege, auf dem er gekommen, die unrentable Stätte.

*

Zwei Tage später saß Wung im Bouillonkeller „Zur melancholischen Eidechse“ und las die Zeitung. „Mord“ stand da. Da hatte einer nachts zwischen zwei und drei einen als Halsabschneider bekannten Bankier erstochen. Um zwei Uhr war der nun Ermordete noch mit Bekannten zusammengewesen, um halb drei fand ihn sein Diener tot vor der Haustüre. Täter verhaftet, leugnet aber. Und dann kam sein Bild.

Wungs Augen wurden groß und größer. Seine Faust fiel auf den Tisch, daß der in allen Fugen krachte. Das war der Mann von vorgestern nacht! Wung sah nach dem Namen: J. P. Sayler. Jawohl, das war der Inhaber des Bureaus, dem sein nächtlicher Besuch gegolten hatte. Und die Zeit — — nein, der Mann konnte den Mord unmöglich verübt haben. Von zwei bis drei war J. P. Sayler in seinem Bureau gewesen, war sogar vor zwei Uhr gekommen. Und erst nach zwei Uhr hatte sich der Bankier von seinen Bekannten verabschiedet.

„— Alibi nicht nachgewiesen — will in seinem Bureau gewesen sein — erscheint nicht glaubhaft — am Abend noch schwerer Streit zwischen J. P. Sayler und dem Bankier um geldliche Dinge — Verurteilung so gut wie sicher — “

Wung las den Artikel zwei- und dreimal. Dann saß er wohl eine Stunde reglos und sehr nachdenklich. Schließlich ließ er sich einen großen Kümmel geben und stapfte davon. Zum Polizeipräsidium.

Dort kannte man Wung sehr gut. Den Einbruch glaubte man ihm ohne weiteres. Alle Angaben — Fensterscheibe, Kognakflasche, Aschenschale — stimmten genau. Der Untersuchungsrichter und der Staatsanwalt waren zwar ein wenig skeptischer, als die Kriminalpolizei, kamen aber nach mehrfacher Konfrontierung Wungs mit Sayler und nach einem mit aller Routine durchgeführten Kreuzverhör zu der Überzeugung, daß Saylers Alibi nachgewiesen, er also nicht der Mörder sei. Das Bureau lag von der Mordstelle eine Gehstunde entfernt, selbst ein Auto hätte eine Viertelstunde gebraucht.

J. P. Sayler wurde freigelassen, Herr Wung aber dabehalten. Wegen Einbruchsdiebstahls. Er kam mit sechs Monaten davon und Herr J. P. Sayler schickte ihm einen Hundertmarkschein als Belohnung für sein anständiges Verhalten ins Gefängnis. Mehr habe er zurzeit nicht. Der Gefängnisdirektor ließ Wung rufen und teilte ihm mit, daß das Geld für ihn aufgehoben würde. Dann brummte er ein paar wohlwollende Worte in den Bart. Wung bekam eine Woche lang doppelte Fleischportion und nach Verbüßung von drei Monaten erließ man ihm den Rest seiner Strafe.

„Ich fürchte trotzdem, daß wir uns noch öfter sehen werden!“ sagte der Gefängnisdirektor beim Abschied.

Wung war der gleichen Ansicht und ging mit höflichem Gruß.

Lebensrettung durch ein „Vorgesicht“.

Der berühmte englische Staatsmann Lord Dufferin erwachte eines Nachts mit dem Gefühl einer unerklärlichen Beklommenheit. Er ging ans Fenster und erblickte einen Mann mit einem Sarg auf der Schulter. Im Vorbeischreiten erhob dieser Mann seinen Kopf und Lord Dufferin sah ein Gesicht von einer so widerwärtigen Häßlichkeit, daß es sich ihm unauslöschlich einprägte. Niemand aber kannte den Mann nach seiner Beschreibung, und in der Gegend, wo dies passierte, war auch kein Todesfall vorgekommen.

welcher den nächtlichen Transport eines Sarges notwendig gemacht hätte!

Viele Jahre später kam Lord Dufferin als Botschafter nach Paris. Im Hotel geleitete ihn, so erzählt Nielsen in „Das Große Geheimnis" (Verlag Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München) ein Attaché zum Fahrstuhl. Bei der Annäherung stieß Lord Dufferin einen Schrei der Überraschung aus: der Fahrstuhlwärter glich auf ein Haar dem Mann, welchen er in jener Nacht mit dem Sarg gesehen hatte!

Der Fahrstuhl fuhr durch diese Verzögerung ohne den Lord ab. Plötzlich erschütterte ein furchtbarer Krach die Halle. Das Aufzugsseil war gerissen, der Fahrstuhl in den Schacht gestürzt, die Insassen tot, mit ihnen der Wärter. Von seiner Persönlichkeit wußte man im Pariser Hotel nichts; er war nur für diesen Tag aushilfsweise angestellt gewesen. Lord Dufferin aber entging durch sein „Vorgesicht" dem Tode und starb erst elf Jahre später im Alter von 76 Jahren.

Beethoven und sein Bruder.

Anekdote, mitgeteilt von Karl Hage.

(Nachdruck verboten.)

Beethoven lebte mit seinem Bruder, der Gutsbesitzer und Apotheker war, nicht in bestem Einvernehmen, weil dieser ihn, bevor er berühmt war, immer wegen seiner Leidenschaft für die Musik verspottet hatte.

Später schwur Beethoven hoch und teuer, daß sein Bruder ihn niemals dirigieren sehen solle, und wenn er gekonnt hätte, würde er verhindert haben, daß der prosaische Bruder jemals eine Note von ihm gehört hätte.

Eines Tages gab Beethoven ein großes Konzert im Augarten zu Wien; das vornehmste Publikum hatte sich versammelt, und der Meister wollte eben an das Dirigentenpult treten, als er unter den Zuhörern seinen Bruder bemerkte.

Hastig entfernte sich Beethoven aus dem Saal und rief dem am Eingang stehenden Polizeibeamten zu: „Entfernen Sie sogleich den Herrn dort im grünen Leibrock, den dritten in der vierten Reihe, es ist mein Bruder, und wenn der prosaische Kerl sitzen bleibt, so laß ich, hol' mich der Teufel, meine Musik gar nicht aufführen."

Was war zu tun?

Das Publikum, die Ursache des plötzlichen Verschwindens Beethovens nicht ahnend, wurde ungeduldig.

Der Polizeibeamte suchte dem Meister klarzumachen, daß er nicht das Recht habe, einen Herrn, der sein Billett bezahlt habe, aus dem Saale zu weisen.

Beethoven, weiß vor Zorn, bestand auf seinem Entschluß. Der Polizeibeamte ließ den Bruder des Erzürnten unter einem Vorwand herausrufen und machte ihm Mitteilung von dem Vorfall.

Der Gutsbesitzer, verständiger und nüchterner denkend als sein berühmter Bruder, ließ sich das Geld zurückzahlen und meinte zu dem Polizeibeamten: „Wissen Sie, eigentlich ist mir das so ganz lieb; es war ja nur Neugierde von mir, daß ich den Ludwig wollte dirigieren sehen. Aber ob ich dem verrückten Kerl seine verrückte Musik höre oder nicht, das ist mir schließlich gleichgültig. Und Sie beneide ich nicht, daß Sie den ganzen Abend dableiben müssen und nicht fort können, wenn's zu schlimm wird. Nächsteus beginnt bei mir das Dreschen; das ist Musik, die ist schöner, als hier das Gedudel und der Krach, und es bringt etwas ein. Auf Wiedersehen, mein Herr!"

Sprach's und ging.

Verbranntes Brot.

Skizze von K. Struppe-München.

Ehe sich's der kleine Bäckerlehrling recht versah, hatte er eine saftige Ohrfeige weg. Er hatte die roggenen Pfundwecken anbrennen lassen, und sein Meister neigte zum Jähzorn.

Übrigens war der Schaden bei weitem nicht so groß, wie der Meister erst befürchtet hatte; nur drei Wecken waren am Rande so schwarz, daß man sie füglich nicht verkaufen konnte. Die Meisterin legte sie deshalb beiseite, und als im Laufe des Nachmittags ein bettelnder Handwerksbursche in den Laden kam, erhielt er neben einer Kupfermünze auch einen der angebrannten Wecken.

Cosmas, der Lehrling, hatte seine Ohrfeige längst verdaut und vergessen; da erschien gegen Abend plötzlich ein Schutzmann im Bäckerladen und erkundigte sich nach verbranntem Brot. Die Meisterin war etwas gereizt und fragte, ob man dafür Extrasteuern bezahlen müsse. Der Schutzmann, ganz erfüllt von dem Ernst seiner Sendung, zog die stark angebrannten Reste eines Roggenweckens hervor und erkundigte sich, ob das Brot aus diesem Laden stamme.

„Das wohl," mußte die Meisterin zugeben, „aber was soll denn das alles bedeuten? Giftig ist das Brot doch nicht gewesen und verlangt hab ich auch nichts dafür."

Der Schutzmann sagte, sie werde gleich erfahren, worum es sich handle, und er ging wieder.

Bald darauf erschien die gerichtliche Untersuchungskommission, und die Meisterin und alle, die es hören wollten, erfuhren es: die Notburga Wengg, die alte Häuslerin an der Landstraße nach Bahlingen, war in ihrer Stube überfallen, betäubt und ausgeraubt worden.

Die Meisterin erschrak sehr; denn die Wenggin war ihre Erbtante.

Der Untersuchungsrichter sagte: „Diese wenigen Reste eines angebrannten Weckens sind die einzigen Spuren, die der Täter zurückgelassen hat. Wahrscheinlich hat er sie aus seiner Tasche geworfen, als er das geraubte Geld und andere Kleinigkeiten einsteckte ... Und da zufällig heute nur bei Ihnen verbranntes Brot herauskam, liegt die Vermutung nahe, daß es der Täter hier erhalten hat und daß Sie uns vielleicht einiges über seine Person mitteilen können."

Das konnte die Meisterin. Auf Grund der Beschreibung, die sie von dem Landstreicher gab, gelang es der Polizei, seine Spur zu verfolgen und ihn aufzugreifen, so lange er noch im Besitze seines Raubes war.

„So kann auch verbranntes Brot manchmal für etwas gut sein," sagte der Meister am Abend zum Lehrburschen. Und weil er bei allem Jähzorn doch ein gerechter Mann war, schenkte er dem Cosmas zu der schon ausbezahlten Ohrfeige noch einen blanken Taler.



Bunte Chronik



*** Die Liebessprache der Ohrringe.** Die Amerikanerinnen, die sehr viel Zeit auf ihre Toilette verwenden können, suchen immer wieder neue Nuancen, um schon durch die Tracht die Gefühle und Empfindungen auszudrücken, die die Trägerin beseelen. Nach den Glöckchen am Knie und den Monogrammen auf dem Schuh werden nun auch die Ohrringe zu bedeutenden Kundgebungen herangezogen. Es hat sich eine „Liebessprache" mit Hilfe der Ohrringe entwickelt, die jedenfalls den Herren erwünschten Aufschluß über die augenblickliche „Herzensbeschaffenheit" der Damen gewährt. Wenn man eine junge Dame auf der Straße sieht, die nur an ihrem rechten Ohr einen Schmuck trägt, so kann man daraus schließen, daß sie diesen etwas ungewöhnlichen Weg gewählt hat, um der Welt ihre Verlobung mitzuteilen. Trägt die Dame zwei Ohrringe, dann ist sie bereits vergeben. Der eine Ohrring bedeutet sie selbst, der andere ihren Ehegatten. Wenn aber die niedlichen Ohrläppchen sich ganz schmucklos darbieten, dann werden dadurch den Herren vielversprechende Aussichten eröffnet, denn das Herz der Trägerin ist frei, und sie ist durchaus gewillt, diesen Platz zu vergeben. Doch auch die Form des Ohrschmucks hat ihre Wichtigkeit. Kleine Perlenketten oder juwelenbesetzte Ringe, die in den Ohren getragen werden, zeigen an, daß die Dame glücklich und zufrieden ist und keine neuen Bekanntschaften zu machen wünscht. Klingeln aber kleine Glöckchen in den Ohren, dann läuten sie eine verführerische Aufforderung ein, die Trägerin ist „gut aufgelegt" und „zu allerlei Schandtaten bereit". Diese Liebessprache der Ohrringe soll aus dem Orient übernommen sein, wo ja auch die Blumensprache als Liebesbote ausgebildet ist".

Lustige Rundschau



*** Der kluge Arzt.** Dame: „Ich weiß nicht, was ich machen soll. Der Junge will keine Medizin nehmen." — Arzt: „Die Sache ist sehr einfach. Gießen Sie die Medizin in ein Glas und verbieten Sie dem Jungen auf das schärfste, davon zu trinken."

*

*** Er kennt sich aus.** An einem Felsen, in der Nähe eines Schweizer Aussichtspunktes, fand sich folgende Inschrift: „Saß hier mit meiner Frau. Famos! Schulze, Berlin." Wenige Tage später fand sich darunter eine zweite Inschrift: „Saß hier ohne meine Frau. Noch famoser. Meyer, Hamburg."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.